

Michael Köhlmeier

Rede zur Eröffnung der Donaifestwochen 2021 in Grein

Sehr geehrte Damen und Herren,

wie geht es Ihnen? – Interessanter finde ich allerdings die Frage: Wie wird es Ihnen gehen, wenn Sie morgen über die Antwort nachdenken, die Sie heute gegeben haben? Angenommen, Ihre Antwort ist morgen die gleiche wie heute, haben Sie dann etwas versäumt? Ist die Zeit an Ihnen spurlos vorübergegangen? Wurden Sie des *Neuen* für nicht würdig erachtet?

Ich habe mir Gedanken gemacht über das Neue, lose Gedanken. Davon möchte ich Ihnen erzählen.

Nach langem Grübeln versuche ich eine Definition: Das Neue ist das bedingungslos Heilige, das uns an den Versprechungen des Konjunktivs teilhaben lässt, mehr als ein Sakrament am Reich des Himmlischen, welches ohne den Konjunktiv ja gar nicht existieren könnte. Der Konjunktiv als Möglichkeitsform zieht uns hinan – beinahe – bis zum Göttlichen. Wir können uns mit seiner Hilfe etwas vorstellen, was noch nicht ist, was nie

war, was nie sein wird, was sich aber unter Umständen länger hält als Eisen und behauener Stein. Das Neue nun verspricht uns einen *ewigen* Konjunktiv.

Von zehn Werbespots hintereinander, preisen sechs ihr Produkt mit dem Wort „Neu!“ an – ich habe mir lange genug Notizen gemacht. Alle wollen das Neue und das, obwohl es mit einem nachgerade mythisch anmutenden Fluch behaftet ist. Es ist neu nämlich nur, solange wir es noch nicht probiert haben. Sobald wir mit dem Neuen in Berührung kommen, ist es nicht mehr neu. Neu ist das Neue eben nur im *Potentialis* oder im *Irrealis*, im Konjunktiv II, im Wunsch und im Versprechen.

Noch ist der Konjunktiv nicht endgültig aus unserer Sprache verbannt, also gibt es immer wieder etwas zu bewerben. Wobei paradoxerweise gerade in der Reklame der Konjunktiv verpönt ist. Sag nie: *Das könnte dir gehören*. Vermittle stets den Eindruck: *Das gehört dir*. Der Trick besteht darin, den Konjunktiv, der ja ausschließlich in der Einbildungskraft der Sprache beheimatet ist, in die Realität zu heben, wo er unweigerlich zum Indikativ wird. Das Ergebnis ist durchschlagend – man nennt es Lüge.

Ja, Werbung ist zuvorderst das Versprechen einer Teilhabe. Woran uns das Neue wird teilhaben lassen, können wir heute nicht beantworten. Morgen werden wir es wissen. Aber dann interessiert es uns nicht mehr. Dann lockt ein neues Neues.

Hermann Hesse spricht in seinem Gedicht *Stufen* von dem Zauber, der jedem Anfang innewohnt. Die Frage ist doch, wie geht es danach weiter? Ist dieser Zauber – um das grässliche Modewort zu verwenden – nachhaltig? Und wenn er schon nicht nach-*hält*, *hallt* er wenigstens nach? In der Erinnerung? So dass morgen die Erinnerung an heute noch in denselben Zauber gefasst ist? Dass der Zauber also doch dauert? Wenn ja, wie lange? Über den faustischen Augenblick hinaus? Eine Stunde? Einen Tag? Bis ans Ende? Angenommen, der Reiz des Zaubers hält sich tatsächlich: Beschreibt diese Empfindung dann eine Gerade, die sich parallel zu meiner Zeit bewegt, so dass ich immer in dasselbe zauberhafte Gefühl getaucht bin? Oder sinkt der Zauber ab, wird weniger mit der Zeit, verdünnt sich, wird schaler, Limes gegen Null, ein Ärgernis eigentlich, weil er immer an seinen ersten Glanz erinnert? Oder erfährt er in der Erinnerung gar eine Steigerung, endet in

einem Höhepunkt, nimmt sich ein Beispiel an den gespenstischen Orgasmuskurven des Psychoanalytikers Wilhelm Reich, der sich einbildete, den Zauber der Lust messen und aufzeichnen zu können, dieser epikureische Statistiker? Vielleicht aber gehört der größte Anteil am Zauber ohnehin in die Kindheit und erlischt mit der Etablierung der entsprechenden Hormone. Und was kann der Zauber bieten, wenn es dem Lebensende zugeht? Kann er überhaupt noch etwas bieten?

Goethe schreibt sinngemäß in seinen *Maximen und Reflexionen*, er unterbreche die Lektüre des Homer und schaue in den Sternenhimmel und denke bei sich: Was wird einmal aus mir? Vielleicht kann ja auch etwas aus mir werden. Der Homer erzählt uns von der Kindheit unserer Kultur – als die Helden noch unschuldig waren, ganz gleich, wie viel Schuld sie auf sich luden. Sie hatten nur eines vor Augen, nämlich: was einmal aus ihnen werden wird – *werden könnte*. Zukunft und Konjunktiv waren noch nicht geschieden.

Damit beginnt Georg Lukács seinen, den vielleicht genialsten Essay der Literaturwissenschaft, *Die Theorie des Romans*: „Selig sind die Zeiten, für die der Sternenhimmel die Landkarte der gangbaren und zu gehenden Wege ist und deren Wege das Licht der Sterne

erhellte. Alles ist neu für sie und dennoch vertraut, abenteuerlich und dennoch Besitz. Die Welt ist weit und doch wie das eigene Haus, denn das Feuer, das in der Seele brennt, ist von derselben Wesensart wie die Sterne.“

Irgendwann weiß man, was aus einem geworden ist. Irgendwann weiß man, was aus unserer Kultur geworden ist. Was dann? Ist es nicht wahrscheinlich, dass wir dann denken werden: Hoffentlich ändert sich nichts mehr! Bitte, kein Neubeginn! Bitte, nichts Neues mehr! Bitte, kein Anfang mehr, weder einen mit Zauber noch einen ohne!

Die penetrante Forderung, sich ständig verändern zu sollen, sich zu *erneuern*, allem Neuen gegenüber aufgeschlossen zu sein, hat in vielen, ich würde sagen, in den meisten Fällen den profanen Zweck, uns zu verführen, Konsumenten immer neuer Produkte zu sein. *Neu* ist zu einem ökonomischen Attribut geworden. *Neu* ist interessant nur, wenn sich daraus ein Profit schlagen lässt. Die Zeiten, in denen diese Einsicht ein Stereotyp linker Rhetorik war, sind längst vorbei; heute weiß es jeder: Unser Lebenszweck besteht darin zu kaufen. Was wir mit dem Gekauften anfangen – wurscht! Nach dem

Gebrauchswert der Dinge fragt keiner mehr, die Dinge als solche stehen im Weg herum. Sie sind lästig. Sie erinnern uns daran, dass sie einmal neu waren. *Waren!* Nicht *sind*.

Allerdings hat inzwischen die Meinung Gewicht gewonnen, diese Lebens- und Weltanschauung sei gar nicht schlecht, im Gegenteil, sondern in Wahrheit großartig. Denn was will der Mensch? Er will haben, er will besitzen. Und auch das ist eine altmodische Haltung. In einer Weltgegend, in der man alles haben kann, was das Herz begehrt, bedeutet Besitz nichts mehr. Also lautet die neue Parole: Wir wollen *erwerben*. Kaufen! Der Jäger in uns hat über den Sammler gesiegt. Die Lust des Jägers ist gestillt, wenn die Beute erlegt ist. Die Lust des Käufers ist gestillt, wenn das entsprechende Rechteck auf dem Bildschirm angetippt und das nette grinsende Päckchen entgegengenommen wird.

In der Zeit des Wirtschaftswunders nach dem Zweiten Weltkrieg wurde dem Menschen, erst in Deutschland, dann auch bei uns und anderswo, das zynische Etikett „Otto Normalverbraucher“ auf die Stirn geklebt – das müsste dringend auf den neuesten Stand gebracht werden: „Otto Normalerwerber“. Endlich ist es

dem Markt gelungen, Erwerb und Verbrauch in ein und denselben Akt zu pressen. Bereits mit dem Erwerb eines Dinges ist sein Zweck erfüllt. Die Abfallberge wachsen in den Himmel – wie früher die Träume und die Wünsche.

Und was ist mit dem Sein? Um wieder an Goethe zu erinnern: Er stellte die Persönlichkeit eines Menschen über dessen Werk. Was einer ist, sei entscheidend, nicht was einer besitzt, auch nicht, was einer kann. Das wahrhaft beeindruckende Kunstwerk sei unser Leben, unsere Persönlichkeit, unser Charakter. Wie aber sollen Persönlichkeit und Charakter gebildet werden, wenn wir uns ständig neu definieren sollen?

Also: Was ist mit dem Sein?

Das Sein hat sich ins Private verzogen. Klamm heimlich. Beschämt. Verschämt. Dort können wir, wenn es unbedingt sein muss, jemand sein – eine Liebhaberin, ein Gehasster, ein Gütiger, eine Hinterhältige, eine Mutter, ein Sohn, einer, der Gedichte schreibt, einer, der Gitarre spielt. Das könnte man in der Öffentlichkeit alles auch sein, aber wer nimmt dort Notiz davon, wenn sich daraus kein Kapitel schlagen lässt – wenn sich daraus keine Ware machen lässt, eine mit dem

Anspruch, neu zu sein. In jeder beliebigen Serie bekommen wir Charaktere, Persönlichkeiten in Masse vorgeführt? Wir selbst müssen Charakter und Persönlichkeit weder haben noch sein, wir können jederzeit und an jedem beliebigen Ort Persönlichkeit und Charakter konsumieren. Für wenig Geld. Und immer neu.

Und wenn du tatsächlich eine öffentliche Persönlichkeit bist – dann wie lange? Andy Warhol prophezeite, es werde ein Zeit kommen, in der jeder für eine Viertelstunde wenigstens ein Star sein kann. YouTube ist voll solcher Stars. Bist heute Kanzler, bist morgen schon kaum jemand und übermorgen niemand. Hingegen, was du dir erworben hast, das hast du dir erworben, vorzuzeigen brauchst du es ja nicht, die Sache selbst interessiert niemanden – interessant ist: dass du sie erworben hast. Ein wenig Glück nur, und nie kommt heraus, *wie* du es dir erworben hast – in Bratislava zum Beispiel und mithilfe des Google-Übersetzers und mit einem sanften Zeigefingerdruck auf Copy und Paste.

Wir sind in einem Zustand des dauernden Erwerbs. Ist das nicht großartig! Das ist doch der Endzustand eines jeden Versprechens! Seien wir ehrlich: *Jemand zu sein*,

ist unübersichtlich schwer. Anstrengend! Ermüdend!
 Unbequem! Dagegen etwas zu haben ist leicht, etwas zu
 erwerben sogar das Leichteste und Bequemste
 überhaupt. Also pfeif auf Charakter und Persönlichkeit!
 Und pfeif auch gleich auf Besitz!

In der *Bestellung* liegt der wahre Zauber!

Und wenn man an der Haustür ein Päckchen in
 Empfang nimmt, belebt sich dieser Zauber immer von
 Neuem – Augenblicke des Glücks. Nicht: *der* Augenblick
 des Glücks, nach dem Faust sich sehnt, sondern *die*
 Augenblicke des Glücks. Eine Kette von Augenblicken,
 die nicht abreißt, solange die Karte Kredit gewährt.
 Multiple Orgasmen. Das ist das neue Glück. Wenn es
 nicht so wäre, würden wir nicht so gern bestellen, und
 Jeff Becos wäre nicht der reichste Mann der Welt.
 Dieser Mann verwaltet den Zauber von Millionen
 Menschen, seine Firma ist mehr als eine Firma, sie ist
 die Allegorie des Versprechens. Würde sich ein Kollege
 aufraffen und Hugo von Hoffmannstahls Mysterienspiel
 vom Jedermann neu schreiben, der Erfinder von
 Amazon würde darin statt der *Guten Werke* als die
Schönen Versprechungen auftreten.

„Das Glück ist ein neuer Gedanke in Europa“,
 predigte Antoine Saint-Just und deutete dabei auf die

Guillotine. Karl Marx wenig später sah die Sache nüchterner und realistischer, als er den Kapitalismus analysierte und feststellte, dass in der neuen Zeit alles zur Ware wird und dass der Tauschwert derselben den Gebrauchswert auslöscht. Der französische Philosoph Jean Baudrillard brachte in seinem epochalen Werk *Der symbolische Tausch und der Tod* den Gedanken ein, dass der pure Erwerb zur Auslöschung jedes bürgerlichen Zusammenspiels führt, erst zur ästhetischen, schließlich zur moralischen Auslöschung.

Die Ware als Tauschwert, das Ding, seiner Sinnlichkeit entkleidet, riecht nicht, schmeckt nicht, sieht nach nichts aus, fühlt sich nach nichts an, der alleiniger Zweck besteht darin, gekauft zu werden. Das Glück ist ein neuer Gedanke – es riecht nicht, es schmeckt nicht, es sieht nach nichts aus, es fühlt sich nach nichts an. Es ist abstrakt. Es lässt sich löschen. Aber bedenke: Ein Fachmann – nicht ein Fachmann des Glücks, ein schnöder Fachmann der modernen digitalen Technik – kann das Gelöschte wieder herstellen. Und dann kann jeder erkennen, wie hässlich das ehemals Neue aussieht, wenn es nicht mehr neu ist. Und dann müssen sich einige an die alte Technik des Sich-Entschuldigens erinnern. Und manche erinnern sich

daran nicht. Weil sie nie gelernt haben, sich zu entschuldigen, schon gar nicht, um Entschuldigung zu bitten ... Aber das ist ein anderes Thema und ein unerfreuliches dazu.

Und dann trete ich hinaus in den Sommer, und alles um mich her ist Versprechen – ein buntes Versprechen, eines, das riecht, schmeckt, das als Windhauch über meine Haut streicht. Mit einem sehr feinen Maßstab lässt sich dieses Glück messen. Einem Maßstab, dessen einzige Einheit der Augenblick ist. Der wirkliche Augenblick. Nicht der metaphorische Augenblick des Immer-Neuen. Der Augenblick, der tatsächlich mit meinen Augen zu tun hat. Der so lange dauert, wie meine Augen verweilen möchten

Die Pandemie – dieser Gedanke kam mir eines Morgens beim Zähneputzen, als ich mein Gesicht im Spiegel sah, ein ruhiges, entspanntes, weltabgewandtes Gesicht – die Pandemie hat mein Zeitempfinden verändert. Die Zeitabstände, in die ich meine nähere Zukunft einteile, sind länger geworden. Was ich noch vor einem Jahr nicht konnte: weiter vorausdenken als zwei Wochen, das ist nicht mehr. Ich denke mich inzwischen in Jahren. Aber – und daraus wächst der

Zauber – ich denke mich zugleich auch in Augenblicken. Wenn nichts geschieht, wird man entweder ungeduldig oder gelassen. In den ersten Wochen, vielleicht sogar Monaten, war ich ungeduldig. Das bin ich nun nicht mehr. Ich trete hinaus in den Sommer, und alles um mich herum ist Versprechen und Zauber, die kühle laue Wärme des Morgens, die herben milden Gerüche, die quälenden schmeichelnden Geräusche. Das scheint paradox, ist es aber nicht. In der kleinsten Einheit des Augenblicks sind die Phänomene noch nicht in ihre Gegensätze geschieden. Alles ist, wie es ist; alles ist wie die Liebe im Gedicht von Erich Fried: Es ist, was es ist. Das Glück besteht darin, nicht zu fragen.

Und schon frage ich: Was bedeutet das?

Es kann bedeuten: dass ich endlich begreife, was Schönheit ist. Nämlich das Unteilbare, der Blitz in der Nacht, der für einen Augenblick, tatsächlich für einen *Augenblick*, alles sichtbar macht, zu schnell, um es zu analysieren, und das ist Schönheit. – Wie tröstlich wäre doch eine Predigt, die mit solchen Sätzen begänne: „Selig sind die Zeiten, für die der Sternenhimmel die Landkarte der gangbaren und zu gehenden Wege ist und deren Wege das Licht der Sterne erhellt ...“

Ich trete hinaus in den Sommer; es riecht nach Teer, und es ist, als ob ich das erste Mal Teer röche; es riecht nach frisch gemähtem Gras, und es ist, als ob ich frisch gemähtes Gras zum ersten Mal röche; ich höre das Geräusch einer elektrischen Kaffeemühle, und es ist, als ob ich dieses Geräusch zum ersten Mal hörte. Ich lese in einem beliebigen Buch von Peter Handke, er bespricht Dinge, die ich kenne, aber er bespricht sie mit unerhörten Worten. Nun beginnt der Tag, und er wird neu sein und dennoch vertraut. Und der Tag könnte so lang werden, wie die Tage in der Kindheit waren – als der Abend in weiter Ferne lag, die Hornhaut an den Füßen würde dicker geworden sein, ich würde die spitzen Kieselsteine auf dem Heimweg von den Baggerlöchern nicht mehr spüren, am Morgen hatte ich sie noch gespürt. Als ich ein Kind war, wusste ich nicht, was Schönheit und was Glück sein können, weil ich darüber nicht nachdachte, und als ich dann darüber nachdachte, vertrieben die Gedanken die Empfindungen – aber jetzt: Jetzt trete ich am Morgen in den Sommer hinaus, und ich habe keinen Plan. Ein Plan ist doch nichts anderes als ein Wunsch an die Zeit; der Wunsch, die Zeit möge so geduldig sein und auf meine Voraussicht Rücksicht nehmen.

Wir lieben die Sonne und wissen doch, dass sie der Inbegriff der Katastrophe sein kann; wir lieben die Farbe Rot und wissen doch, dass sie die Farbe des Blutes ist, das wir lieber in seinen verborgenen Bahnen wünschen und nicht vor unseren Augen. Der Zauber des Anfangs, auf den der sanfte Hermann Hesse seine Hoffnungen setzte, könnte sich als kataklystischer Fluch erweisen, und gerade in der Zeit, als er diesen Vers niederschrieb, litt Europa unter einem in die Welt hinaus gebrüllten Neubeginn.

Die Zauberwesen sind wir, immer und überall wir, wir selbst. Auch der zaubernde Engel der Geschichte sind wir, er schaut zurück auf das Alte, das nichts anderes ist als der erstarrte Zauber eines Anfangs.

Walter Benjamin, ein Bild von Paul Klee betrachtend, schreibt:

„Ein Engel ist darauf dargestellt, der aussieht, als wäre er im Begriff, sich von etwas zu entfernen, worauf er starrt. Seine Augen sind aufgerissen, sein Mund steht offen und seine Flügel sind ausgespannt. Der Engel der Geschichte muss so aussehen. Er hat das Antlitz der Vergangenheit zugewendet. Wo eine Kette von Begebenheiten vor *uns* erscheint, da sieht *er* eine einzige

Katastrophe, die unablässig Trümmer auf Trümmer häuft und sie ihm vor die Füße schleudert. Er möchte wohl verweilen, die Toten wecken und das Zerschlagene zusammenfügen. Aber ein Sturm weht vom Paradiese her, der sich in seinen Flügeln verfangen hat und so stark ist, daß der Engel sie nicht mehr schließen kann. Dieser Sturm treibt ihn unaufhaltsam in die Zukunft, der er den Rücken kehrt, während der Trümmerhaufen vor ihm zum Himmel wächst. Das, was wir den Fortschritt nennen, ist *dieser* Sturm.“

Der Augenblick, zu dem wir sagen wollen, er möge verweilen, der läßt uns nicht im Stich, er verwandelt sich nicht in ein nach Neuem süchtiges Versprechen, er ist kein multipler Orgasmus; er geschieht, und er geschieht – in jedem Augenblick. Er sagt nicht: Ich werde sein, oder ich könnte sein. Er sagt: Ich bin.